

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



SOFJA TOLSTAJA

Eine Frage der Schuld

*Anlässlich der «Kreuzersonate»
von Lew Tolstoi*

Roman

*Kurze Autobiographie der
Gräfin Sofja Andrejewna Tolstaja*

Aus dem Russischen übersetzt
von Alfred Frank und Ursula Keller

Nachwort von Ursula Keller

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

EINE FRAGE DER SCHULD

ERSTER TEIL

I

Es war ein wundervoller, klarer, jubilierender Tag. Ein wahres Fest sommerlicher Blütezeit. Wie schön und heiter waren der lichte blaue Himmel, die heißen Sonnenstrahlen, die in den üppigen Bäumen und blühenden Büschen zahlreich lärmenden Vögel! Und wie herrlich spiegelte in der Ferne ein tiefer blauer See den Himmel und die farbenfrohe, saftige, reiche Flora seiner Ufer.

Einen genauso festlichen, blühenden und heiteren Anblick boten die beiden Mädchen, die den Weg vom See zu dem großen weißen Steinhaus entlangliefen – barfuß, die Schuhe in den Händen, die nassen Handtücher über die Schultern geworfen, die Haare aufgelöst. Das Barfußlaufen nicht gewohnt, traten die ungebräunten kleinen Füße zaghaft und leicht, von der Berührung wie erschauernd, auf das taufeuchte Gras, und die Mädchen lachten laut.

«Nicht, daß uns noch jemand sieht», sagte die eine.

«Na und, muß uns das peinlich sein?» fragte die andere mit erstaunt geweiteten Augen. «Die Bauersfrauen laufen doch alle barfuß.»

«Das stachelt aber, tut richtig weh.»

«Ist doch nicht schlimm, du mußt so laufen, leichtfüßig!»

Das schwarzäugige zierliche Mädchen rannte so schnell los, daß es völlig außer Atem, rot und erregt auf der Terrasse des Hauses ankam; um sich blickend, besann es sich plötzlich und blieb, schrecklich verlegen, wie angewurzelt stehen.

«Was hast du, Anna?» fragte die Mutter streng und verwundert und betrachtete ihre verwirrte Tochter vom Kopf bis zu den Füßen.

«Natascha und ich haben gebadet, und... und... wir haben ausprobiert, wie es sich barfuß läuft. Wir wußten nicht...», sagte Anna und suchte dabei ihre Füße zu verstecken.

Sie warf einen schrägen Blick auf die ihr hingestreckte Hand, dann sah sie dem Besucher, der sich vom Teetisch erhoben hatte, in die Augen und reichte ihm mit einem schuldbewußten Lächeln die ihrige. «Ich wußte nicht, daß Sie hier sind. Guten Tag, Fürst... Ich bin gleich wieder da.»

Und schon war das Mädchen weg. Ohne innezuhalten, huschte auch das andere vorbei.

Der Mann, der Anna die Hand hingestreckt hatte, war ein alter Bekannter ihrer Mutter, der etwa fünfunddreißigjährige Fürst Prosorski, der auf der Durchfahrt von seinem abgelegenen Gut hin und wieder bei den Ilmenews vorbeikam. Er kannte die Kinder von klein auf, mochte die schlichte, fröhliche Lebensart des ganzen Hauses und hatte sich bereits des öfteren am Anblick der heranwachsenden Mädchen erfreut.

Als Anna und Natascha nacheinander ins Haus geschlüpft waren, lächelte er noch lange froh. Eine ganze Weile schon hatte er bei den Ilmenews keinen Besuch mehr gemacht, und wie es oft zu sein pflegt, in den Jahren, die er im Ausland verbracht hatte, war mit den Mädchen etwas vor sich gegangen. Sie hatten aufgehört, Mädchen zu sein, und waren unversehens ins Frauenalter eingetreten.

Der Fürst fühlte das dunkel, ohne sich über irgend etwas Rechenschaft abzulegen, und wieder ging ihm das Bild der schlanken bloßen Beine, der dunklen aufgelösten Haare auf Annas zurückgeworfenem Kopf und ihre geschmeidige Gestalt unter dem weiten weißen Morgenkleid durch den Sinn.

«Mein Gott, wie schön ist es hier!» sagte er, die Augen auf die Tür geheftet, hinter der die Mädchen verschwunden waren, und spürte in sich einen jugendlichen, belebenden geistigen Aufschwung. «Wie froh, wie heiter! Ach, die Jugend!» fügte er seufzend hinzu. «Dahingegangen ist unsere Jugend, Olga Pawlowna, aber sich an ihr zu ergötzen ist keinem benommen.»

«Nun, würde die Jugend ewig währen, dann wüßte man sie nicht zu schätzen ... Meinen Sie, die Leute schenken ihr Beachtung oder schätzten sie? Nicht im geringsten», urteilte Olga Pawlowna ruhig.

Nachdem sie noch ein wenig mit dem Fürsten geplaudert hatte, entschuldigte sie sich mit der Bemerkung, nach dem Rechten sehen zu müssen, zum Frühstück würden sich jedoch alle versammeln.

«Hier sind Zeitungen, Fürst, lesen Sie einstweilen, ein interessanter Artikel über die Zustände in Frankreich ist dabei.»

Olga Pawlowna entfernte sich, während die beiden Schwestern bald wieder zur Stelle waren. In den dunklen Kleidern von strenger Schlichtheit, die sie jetzt trugen, und mit ihrem glattgekämmten Haar wirkten sie ziemlich steif.

«Schade, daß Sie sich umgezogen haben», sag-

te der Fürst. «Jetzt sind Sie wohlanständige Fräuleins, vorher sahen Sie hübscher und auch natürlicher aus.»

«So ist es schicklicher», sagte Natascha, die sich Kaffee ingoß.

«Alles nur Vorurteile», bemerkte Anna kurz. «Was man gewohnt ist, das ist schicklich», fügte sie hinzu und begann rasch wie ein Vogel eine Beere nach der anderen aus ihrem Schälchen zu picken.

«Sind Sie frohgemut?» erkundigte sich der Fürst.

«Schrecklich!» erwiderte Anna. «Natascha und ich haben so schöne Beschäftigungen. Ich lese jetzt Philosophie und schreibe eine Erzählung. Natascha findet sie gut: Ich lese ihr jeden Abend vor, was ich morgens geschrieben habe.»

«Und was für Philosophie lesen Sie?»

«Dmitri Iwanowitsch hat mir jetzt Büchner und Feuerbach gegeben.¹ Er meint, das brauche ich für meine geistige Entwicklung. Und mir ist alles restlos klargeworden! Ich verstehe, daß einen derart einleuchtende Beweise auch zur Materialistin machen können.»

«Wie alt sind Sie denn?»

«Bald achtzehn.»

«Geben Sie Büchner und Feuerbach auf, ver-

derben Sie sich Ihre reine Seele nicht. Sie können sie nicht begreifen und werden nur die Orientierung verlieren.»

«Durch das Lesen von Philosophie? Niemals! Im Gegenteil, ich werde Aufschluß über mich selbst und meine Zweifel finden. Ich habe auch Ihre Aufsätze gelesen, aber sie sind schwierig, ich kann damit noch nicht sehr viel anfangen.»

«Wovon handelt denn Ihre Erzählung?»

«Davon, wie man lieben muß. Sie werden sie nicht verstehen. Natascha, ja, die versteht sie ganz wunderbar.»

«Das Verstehen bereitet keine Schwierigkeiten, Anna ist bloß allzu sentimental. Sie träumt von einer Liebe, die rein und ideal sein muß, fast so wie ein Gebet», sagte Natascha.

«Wie verträgt sich das mit dem Materialismus, Anna Alexandrowna? Da sind Sie schon in der Klemme ...»

«Ach, da ist ja der Schmetterling, den Misha für seine Sammlung gesucht hat», schrie Anna plötzlich auf und stürzte mit flinken, kräftigen Beinen zur Brüstung der Terrasse, um einen großen dunklen Schmetterling zu fangen.

Der Fürst erglühte beim Anblick der graziösen Figur Annas, die, den Schmetterling in der Hand, von der Brüstung heruntersprang.

«Wir sollten einen Spaziergang machen, einen ganz langen, und Mischa mitnehmen», schlug Natascha vor.

Alle stimmten zu, holten ihre Hüte, riefen den kleinen Mischa und beschlossen, ins Nachbardorf zu dessen Amme zu gehen.

Der Weg führte durch Felder, es war staubig und heiß; alle bewegten sich träge, und das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. Anna ging voraus; der Fürst holte sie ein und sagte lächelnd: «Wie klar und einfach alles in Ihrem Leben ist! Und so sehr Sie auch danach trachten, sich Fragen zu stellen, für Sie gibt es einfach keine, kann es sie gar nicht geben. Sie selbst mit Ihrer Jugend, mit Ihrer Klarheit und Ihrem Glauben an das Leben – Sie selbst sind die Antwort auf alle Zweifel. Gott, wie ich Sie beneide!»

«Nein, beneiden Sie mich nicht. Ich bin voller Zweifel, und... ich bin so unentwickelt», fügte sie traurig hinzu. «Seit ich begriffen habe, daß alles auf der Welt lediglich Bewegung ist und das Verhältnis der Atome zueinander, weiß ich nicht, ob es Gott gibt. Dmitri Iwanowitsch – Sie kennen ihn, das ist der Student, der uns aus Sosnowka besuchen kommt – meint, Gott sei Einbildung, einen göttlichen Willen gebe es nicht, alles werde durch das Gesetz der Natur bestimmt.

Das sind ja alles bloß Worte eines Ungläubigen. Möglicherweise hat er auch recht, aber ich kann noch nicht alles begreifen. Manchmal verlangt es mich so sehr zu beten – aber zu wem?»

«Sie sollten auf niemanden hören. Dmitri Iwanowitsch verunsichert Sie, und das ist nicht gut», sagte der Fürst, den Blick auf die Durchsichtigkeit der Haut an Annas Schläfen geheftet, durch die feine blaue Äderchen pulsten.

Sie wurde rot. «Daß er mich verunsichert, ist wahr. Aber er bemüht sich so um meine Entwicklung! Mischa, Mischa, wo willst du hin?» schrie sie plötzlich auf.

Aber es war schon zu spät. Mischa, auf den keiner geachtet hatte, war nicht mit über die Brücke gegangen, sondern um sie herum in den Sumpf hinein und bis zu den Knien eingesunken. Der Fürst hielt ihm seinen Stock hin und zog ihn heraus. Mischa war jedoch schon ganz durchnäßt. Natascha, die in einiger Entfernung Blumen zum Trocknen gesammelt hatte, rannte herbei und begann ihn mit Gras und Tüchern abzureiben, wobei sie ihn mit ärgerlicher Stimme ausschimpfte. Anna lachte. Weiterzugehen kam nun nicht mehr in Frage, sie sahen sich gezwungen umzukehren.

Am Abend erschien auch Dmitri Iwanowitsch

vom Nachbargut, ein flachsblonder blasser Student mit Brille und ungehemmtem Auftreten. Ohne sich vor irgend jemandem zu genieren, wich er den ganzen Abend nicht von Annas Seite. Sie saßen, mit der Lektüre eines Buches beschäftigt, zusammen auf der Vortreppe zur Terrasse, und Dmitri Iwanowitsch hielt fortwährend im Vorlesen inne, um Anna eifrig das Darwin'sche System auseinanderzusetzen.

Dem Fürsten blieb nichts anderes übrig, als mit der zum Tee wiedererschienenen und zu Anna und ihrem Gesprächspartner hinüberschiehenden Olga Pawlowna vorliebzunehmen, da Natascha nicht bei Laune war und aus irgendeinem Grund wenig Neigung zeigte, sich mit dem Fürsten zu unterhalten.

Als er am späten Abend aufbrach, sagte er, auf der Durchfahrt von Petersburg zu seinem Dorf werde er auf jeden Fall wieder vorbeikommen. Beim Abschiednehmen warf er Dmitri Iwanowitsch einen ärgerlichen Blick zu und gab ihm wie versehentlich nicht die Hand.

«Ja, für ihn spricht die Jugend», dachte der Fürst, und als er das Haus der Ilmenews verlassen hatte und seinen Blick auf den bestirnten Himmel und den jetzt dunkel daliegenden See mit der rätselhaften bewaldeten Ferne an seinen Ufern

richtete, war ihm, als wäre alles auf der Welt plötzlich verloschen, alles Glück irgendwo hinter ihm zurückgeblieben, untergegangen in dieser geheimnisvollen Nacht, und es schauderte ihm.

«Dieses Mädchen, das unlängst noch ein Kind gewesen ist, das ich auf dem Arm gehalten habe, und ich – nein, das ist unmöglich!» Es benahm ihm den Atem. «Es kann nicht sein! Was ist das? Wieder das gleiche, und zum wievielten Mal schon! Doch nein, das ist nicht das gleiche, das ist etwas Neues!»

Abermals trat ihm Anna vor Augen, und in Gedanken entblößte er ihre schlanken Beine und ihren ganzen schmiegsamen, kräftigen jungfräulichen Körper.

«Und die Augen! Schwarz wie die Nacht und klar, ohne Falsch... Was ist sie für ein Wesen? Etwas ganz Besonderes. Aber wann ist *das* bloß geschehen? Warum scheint mir auf einmal, daß ich nicht ohne diese klaren Augen, ohne diesen reinen, fröhlichen und lieben Blick leben kann? Vor kurzem noch habe ich diese Mädchen so gleichmütig und mit solcher Freude betrachtet... Und jetzt? Plötzlich habe ich erkannt, daß sie eine Frau ist, daß es niemanden außer ihr gibt, und ich muß, ja ich kann nicht anders, als von diesem Kind Besitz zu ergreifen ...»

Das Blut schoß dem Fürsten in den Kopf. Er kniff die Augen zu, um sich Anna deutlicher ins Gedächtnis zu rufen; die Kutsche rollte schaukelnd den Feldweg entlang, ihr Dahinfahren wiegte ihn ein und verstärkte sein Wonnegefühl und sein Begehren in dieser wundervollen Sommernacht.

II

Tags darauf saßen in einem geräumigen hellen Zimmer des Obergeschosses die beiden Schwestern zusammen am Tisch. Natascha nähte, und Anna las ihr mit bewegter Stimme ihre Erzählung vor. Das große italienische Fenster war weit geöffnet, die Luft von Geräuschen und Unruhe erfüllt: Im See quakten die Frösche, im Garten sangen die Nachtigallen, und vom Dorf klang der Gesang von Männerstimmen herüber. Annas Stimme zitterte leicht beim Lesen.

«In einem kleinen, ärmlich eingerichteten Zimmer saß eine junge Frau und nähte fleißig etwas Großes und Weißes. Hin und wieder blickte sie zum Fenster und lauschte seufzend auf die Schritte draußen, die der Vogel in seinem Käfig über ihr mit seinem Gesang beinahe übertön-

te. Die junge Frau hatte vor kurzem geheiratet und erwartete ihren Mann vom Unterricht zurück. Sie waren beide arm, arbeiteten beide, doch...»

«Und das sind deine Ideale, Anna? Oh, daß du dich mal nicht täuschst! Man kann doch nicht Blümchen und Vögelchen zu seinem alleinigen Lebensinhalt machen, zumal wenn man arm ist! Es gibt auch die Prosa des Lebens: Krankheiten, Küche, Unzulänglichkeiten, Streit... Das aber übergehst du im Leben wie in deiner Erzählung.»

«All das sollte es nicht geben, das heißt, damit darf man sich nicht abfinden. Allein ein geistiges Leben sollte man führen, alles andere ist Nebensache. Ich fühle mich imstande, eine solche geistige Höhe zu erreichen, daß ich niemals Hunger verspüren werde. Ein Stück Brot genügt doch zum Leben, nicht wahr? Nun, das wird man mir reichen. Weißt du, Natascha, manchmal, wenn ich renne, ist mir – ein bißchen nur noch, nur noch kräftig vom Erdboden abstoßen, und ich fliege los. Genauso verhält es sich mit der Seele, ja mit ihr erst recht, sie muß stets bereit sein davonzufliegen – dorthin, in die Unendlichkeit... Ich weiß das und fühle es! Daß das niemand begreifen will!»

«Wie kann man denn auf der Erde ein unirdisches Leben führen?» wollte Natascha wissen. «Gestern noch hast du davon gesprochen, daß man unbedingt heiraten müsse. Nun, in der Ehe, mit Kindern und den Sorgen wirst du mit einem dir gereichten Stück Brot nicht überleben und nirgendwo hinfliegen.»

Anna wurde nachdenklich. «Ja, wenn man die Ehe so wie ihr alle betrachtet, dann ist es besser, überhaupt nicht zu heiraten. Vor allem braucht man Liebe, und sie muß über allem Irdischen stehen, vollkommen sein... Ich kann das nicht erklären, ich fühle es nur.»

«Genug jetzt, Anna. Komm, gehen wir hinunter. Dmitri Iwanowitsch ist auch schon da. Anna, liebst du ihn?»

«Ich weiß es nicht. Ich unterhalte mich gern mit ihm, aber wenn ich ihm abends die Hand gebe und er sie drückt, so auf ganz besondere Weise, und seine Hand schweißig ist, wird er mir auf einmal dermaßen zuwider! Doch er kennt sich aus in allem, worauf es ankommt, glaube ich, er ist gebildet und klug, er hat seine eigenen Ideale.»

Die Schwestern gingen nach unten. Auf der Terrasse war niemand außer Dmitri Iwanowitsch und Mischas Lehrer. Sie sprachen über die Ver-

hältnisse an der Universität und tranken Tee. Anna fragte Dmitri Iwanowitsch, ob er ihr etwas Hübsches zu lesen mitgebracht habe.

«Was verstehen Sie unter hübsch?» wollte er wissen und brachte aus seiner Jackentasche Gedichte Tjuttschews² zum Vorschein. «Das habe ich zufällig bei mir», sagte er.

Anna schlug das Bändchen auf und blätterte darin. «Ich kenne dieses Buch. Und wie ich diese Gedichte liebe! <Tränen, o Tränen, von Menschen vergossen>», las sie. «Das kann ich auswendig. <Ströme, noch nie zum Versiegen gebracht...>³ Ja, das sind die schmerzlichsten Tränen, viele dieser Tränen werde ich in meinem Leben vergießen müssen.»

«Ich habe den Eindruck, Sie persönlich werden keine vergießen müssen. Sie sind immer so heiter, so fröhlich. Nur zu träumerisch veranlagt, Anna Alexandrowna. So kommt man nicht durchs Leben.»

«Wie sonst, Ihrer Meinung nach?»

«Man muß vor allem gesellschaftliche und irdische Interessen zu seinem Lebensinhalt machen, Anteil nehmen an den Belangen der Menschheit, anstatt sich immerzu mit seiner inneren Schwäche abzuquälen.»

«Und was ist dazu nötig?»

«Auf jeden Fall, daß man aufhört, in den Wolken zu schweben, und tätig wird. Versuchen Sie, vernunftvoller zu leben, Anna Alexandrowna, ohne Vorurteile und – vor allem – ohne weinerliche religiöse Heuchelei.»

«Versuchen kann man es», sagte Anna traurig. «Aber was ist das für ein Ausdruck – <weinerliche religiöse Heuchelei>? Gehören Sie denn keiner Religion an? Kann man überhaupt ohne sie leben? Sagen Sie, glauben Sie an Gott?»

Dmitri Iwanowitsch lächelte spöttisch und herablassend. «Was gefällt Ihnen denn so an dem Wort <Gott?»

«Nicht das Wort brauche ich, sondern die göttliche Idee. Und diese Idee werde ich Ihnen nicht opfern, hören Sie?» versetzte Anna plötzlich hitzig. «Wenn es keinen Gott gibt, dann gibt es auch mich nicht, nichts gibt es, gar nichts... Kein Leben!» Annas Gesicht glühte, ihre Augen funkelten, ihre Stimme bebte, den Tränen nahe, wandte sie sich ab und verstummte.

Dmitri Iwanowitsch war im Begriff, wieder ironisch zu lächeln, doch als er sie ansah, wurde ihm unwohl in seiner Haut, und er schlug die Augen nieder.

Die Nacht brach an. Der Mond war längst aufgegangen und beschien unweit des Hauses

eine kleine Lichtung am See. Die Umrisse des dunklen Grüns der sie einfassenden Bäume zeichneten sich vor dem Hintergrund des hellen Himmels noch dunkler ab. Dieses Licht aus der Dunkelheit lockte so sehr, daß Anna, als alle bereits schlafen gegangen waren, den Blick auf die Lichtung gerichtet, noch lange auf der Terrasse stand. Das Chaos der Gedanken, die sie in letzter Zeit aufgrund der Lektüre philosophischer Bücher und der Gespräche mit Dmitri Iwanowitsch beschäftigten, schien sich langsam aufzulösen.

Ein Rascheln im Garten ließ sie zusammensucken. Aus dem Dunkel schritt Dmitri Iwanowitsch auf sie zu. Er kam vom Nebengebäude her, in dem Mischas Lehrer wohnte, um sich durch den Garten auf den Heimweg zu machen, doch als er Anna bemerkte, stieg er zur Terrasse herauf und trat zu ihr. Ärgerlich darüber, daß er sie in ihrer Stimmung störte, hielt sie, statt ihn anzusehen, ihren Blick schweigend auf die mondbeschienene Lichtung und in die Ferne jenseits des Sees gerichtet.

«Wie entflammt Sie aussahen, als Sie von Gott sprachen, Anna Alexandrowna!»

Anna schwieg mißmutig.

«Anna Alexandrowna, wieviel Feuer und Ener-

gie Sie haben! Aus Ihnen könnte eine tätige, großartige Frau werden, wenn Sie einem aufgeklärten Menschen Ihr Vertrauen schenken, sich seinem Einfluß anvertrauen würden, wenn Sie ihn liebgewöhnen ...»

Dmitri Iwanowitsch stahl sich leise an Anna heran, faßte nach ihrer Hand und drückte unvermutet einen Kuß darauf.

Was in diesem Augenblick mit Anna geschah, hatte er in keiner Weise erwartet. Dieses grazile, zarte Mädchen verwandelte sich in eine Furie. Ihre schwarzen Augen schleuderten zornige Blitze gegen Dmitri Iwanowitsch, daß er zur Salzsäule erstarrte. Sie entriß ihm ihre Hand, drehte sie angeekelt herum, um sie an ihrem Kleid abzuwischen, und schrie: «Wie können Sie es wagen! Pfui, was für eine Niedertracht! Ich... ich hasse Sie!»

Scham, Verzweiflung, Wut wegen der Störung ihrer andächtigen Stimmung – alles stieg in ihr auf. Sie stürzte davon, geradewegs ins Schlafzimmer ihrer Mutter, und warf sich laut schluchzend auf deren Liegestatt.

Olga Pawlowna, die bereits im Hinüberdämmern war, bekam einen furchtbaren Schreck. «Was ist passiert? Was hast du?»

«Mama, wie konnte er es wagen! Dmitri Iwa-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

SOFJA TOLSTAJA
Eine Frage der Schuld



Roman
Aus dem Russischen übersetzt
von Alfred Frank
Nachwort von Ursula Keller

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

Sofja Tolstaja

Eine Frage der Schuld

Roman

Mit der «Kurzen Autobiographie der Gräfin S. A. Tolstaja»

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 320 Seiten,

9,0 x 15,0 cm

ISBN: 978-3-7175-2150-1

Manesse

Erscheinungstermin: September 2008

Bewegende Geschichte einer jungen Frau in einer tragisch scheiternden Ehe

Wessen Schuld ist es, wenn aus Liebe Lieblosigkeit wird, aus Leidenschaft Wahn, aus Begehren Überdruß? – Sofja Tolstajas Roman zeichnet das differenzierte Porträt eines mehr und mehr sich entfernenden Paares. Mit diesem überraschenden Fund, hier in deutscher Erstübersetzung, tritt die Autorin aus dem Schatten ihres weltberühmten Ehemannes.

Dass hochbegabte Frauen im Schatten hochbegabter Männer stehen, ist nichts Außergewöhnliches. Dem Angebeteten zuliebe leisten sie Verzicht, werden im besten Fall zu Musen, im schlechtesten zu Haushälterinnen. Dies ist auch das persönliche Schicksal der Sofja Tolstaja (1844–1919), nachzulesen in ihrer «Kleinen Autobiographie» von 1913, die in diesem Band enthalten ist. Über Jahrzehnte hinweg war sie ihrem Mann, dem berühmten Tolstoi, treue Gefährtin, verständige Erstleserin und Kritikerin seiner Werke, Schreibkraft, «Ehefrau im althergebrachten Sinne» (nach Tolstois eigenem Bekunden) und nicht zuletzt Mutter von dreizehn gemeinsamen Kindern. Niemand konnte ahnen, dass sich hinter der Frau an Tolstois Seite eine exzellente Schriftstellerin verbarg, hatte sie doch ihre erste Erzählung vor der Hochzeit verbrannt. Fünfundsiebzig Jahre nach Tolstajas Tod aber machte man in ihrem Nachlass einen Sensationsfund.

«Eine Frage der Schuld» handelt von der fatalen Entfremdung zwischen Eheleuten. Mit psychologischer und stilistischer Finesse schildert die Autorin, wie bohrende Eifersucht erst das Vertrauen zerstört und dann die beidseitige Achtung. Im Gegensatz zur frauen- und lustfeindlichen «Kreuzersonate» Tolstois, als dessen Gegenstück Tolstajas kleiner feiner Roman angelegt ist, erfahren hier beide Seiten Gerechtigkeit. Mit «Eine Frage der Schuld» ist eine Autorin zu entdecken, die fortan einen eigenen Rang und Namen in der Weltliteratur beanspruchen kann.